

KINO

Europäische Illusionen

Nach „Match Point“ und „Vicky Cristina Barcelona“ hat Woody Allen wieder einen Europa-Film gedreht: In „Midnight in Paris“ erliegt er nun endgültig seinen Klischees über die Alte Welt.

Woody Allens „Midnight in Paris“ ist ein Film wie ein Tunnel in den Bergen von Madeira, wie ein Schnellzug in der spanischen Hochebene, wie irgendeines der vielen, vielen Subventionsgräber dieser Europäischen Union: schön anzuschauen, aber ziemlich überflüssig.

Nach „Match Point“ (2005) und „Vicky Cristina Barcelona“ (2008) hat Woody Allen damit wieder einer europäischen Stadt einen Film gewidmet, es ist ein weiterer Teil seines Fremdenführerzyklus durch Europa, eine Hochglanz-PR-Aktion am Rande der Propaganda, und es wäre zu hoffen, dass er dafür von David Cameron wenigstens eine Flasche guten Whisky als Gegenleistung bekommen hat, von José Zapatero eine Nacht mit einer Flamencotänzerin und von Nicolas Sarkozy ein Bouquet Lilien.

Woody Allen hat einiges versucht, um für die europäische Sache zu werben, als es noch eine europäische Sache gab. Und dass er Europa nie verstanden hat, sollte man ihm nicht vorwerfen, auch unsere Europa-Politiker lebten ja in einer Europa-Illusion.

„Match Point“ war eine cremige Feier der britischen Klassengesellschaft und ihrer Tennisclubs und Teerunden und Servants und steinigen alten Landhäuser, mit leichter Verbeugung vor dem moralischen Zynismus der Patricia Highsmith, aber sonst so voll auf sozialen Konsens hin inszeniert, als wäre Prinz William schon König im Buckingham Palace.

„Vicky Cristina Barcelona“ war die Verfilmung einer EasyJet-Werbung, Kino für Städtehopper, die glauben, dass Künstler verrückt und sexbesessen seien und Blondinen verspielt und sexbesessen und Schwarzhaarige feurig und aus Leidenschaft auf Männer oder Frauen schießen, das alles in den schönsten, sattesten Farben gefilmt, mitsamt Restauranttipps und Ausflugsempfehlungen in die nähere und weitere Umgebung.

„Midnight in Paris“ ist nun wahlweise ein Insiderscherz, eine Verbeugung vor den Amerikanern, die die französische Hauptstadt in den zwanziger Jahren groß gemacht haben, oder eine Aneinanderreihung von Wikipedia-Klischees über tote Künstler.

Wieder mal spielt der Film im Milieu der weißen Oberschicht, wieder mal sind

es reiche Amerikaner, die sich in Europa auf hohem Niveau langweilen. Wieder mal sind die Charaktere vor allem dazu da, Woody Allens Ideen von Liebe, Schicksal, Leben und Kunst durch den

dunkelhaarige Adriana (Marion Cotillard) schauen darf wie ein Reh und Affären hat mit Modigliani, Picasso und Ernest Hemingway.

Der Witz ist: Eines Nachts öffnet sich die Tür einer alten Limousine, und Gil betritt tatsächlich dieses Paris, von dem er immer geredet und geträumt hat. Er trinkt und tanzt mit Scott und Zelda Fitzgerald, er lässt sich von Ernest Hemingway erklären, was ein Mann ist und was ein Schriftsteller und warum beides unbedingt zusammengehört, er trifft Gertrude Stein, Dalí, Man Ray, Buñuel, dem er in einer der wenig wirklich lustigen Szenen die Idee für dessen Film „Der Würgeengel“ schenkt.



Szene aus „Midnight in Paris“: Eine Hochglanz-PR-Aktion am Rande der Propaganda

Film zu tragen, wieder mal sind besonders die Frauenfiguren so achtlos ausgedacht, als glaube Woody Allen wirklich, dass blonde Amerikanerinnen oberflächlich sind und schwarzhaarige Französinen leidenschaftlich.

Allens Film spielt auf zwei Zeitebenen. Die eine ist die Gegenwart, in der die sehr blonde Inez (Rachel McAdams) mit ihren geistlosen Eltern und ihrem versponnenen Verlobten Gil (Owen Wilson) durchs Postkarten-Paris von heute stöckelt. Die andere ist das Paris der Goldenen zwanziger Jahre, in dem die sehr

Klingt charmant? Aber doch nicht, wenn jeder Auftritt wie mit einem kleinen Tusch vorbereitet ist, seht her, hihi, Hemingway. Doch nicht, wenn von Hemingway nur bleibt, dass er Paris mal „ein Fest fürs Leben“ genannt hat und einen guten Freund hatte, der Torero war. Doch nicht, wenn die Figuren langweiliger sind als ihre eigenen Klischees.

Der Film lahmt an dem nun schon Woody-Allen-typischen Problem, alle Wahrheiten übers Künstlersein in vollen Kübeln auszuschütten und alle Widersprüche des Künstlerseins aufs Offensicht-

lichste zu reduzieren. Aber wahrscheinlich wird er genau dafür geliebt.

Gil, so wie ihn Owen Wilson mit seiner gebrochenen Nase und seinen Surferhaaren spielt, ist jedenfalls eine typische Woody-Allen-Figur: Er ist Drehbuchautor in Hollywood und erfolgreich, was man sich nicht recht vorstellen kann, so phlegmatisch und verträumt bis an die Grenze der Vertrotteltheit ist er. Er will lieber Romane schreiben, natürlich in Paris, was man sich auch nicht recht vorstellen kann, da mag er noch so oft sagen, wie sehr er mit dem Schreiben „hadert“.

Woody Allen mag solche Klischees. Ein Schriftsteller „hadert“, ein moderner Maler kleckst kraftvoll Farbe auf eine Lein-

Handlung schiebt sich voran in einer seltenen Mischung aus Lustlosigkeit und Lustigkeit, wozu auch passt, dass der sehr publizierte Auftritt von Madame Sarkozy (Carla Bruni) äußerst kurz ist, als Fremdenführerin, die mit stark französischem Akzent Rodins Denker-Statue erklärt.

Der ganze Film ist wie einer dieser alten, geschmackvollen, überteuerten Stühle, die Gils zukünftige Schwiegermutter in einem Antiquitätengeschäft findet. Alles hat ein Preisschild, alles wird danach beurteilt, ob es gut nach Amerika passt. Gil und seine Verlobte essen in teuren Restaurants, sie wohnen in Hotels mit Bademänteln so weiß und groß, dass eine Frau darin fast ganz verschwindet, sie su-

Gegenwartsflucht und Verklärung – dabei herausgekommen ist die Etüde eines arbeitswütigen alten Mannes, der sich mal für den Ibsen oder den Strindberg seiner Zeit hielt und der doch immer ein melancholischer Clown war und, wie alle melancholischen Clowns, verliebt war in die Nostalgie.

Und so schickt er seinen schlaffen Helden Gil immer mitternachts in die Vergangenheit. Gertrude Stein gibt ihm ein paar Tipps für seinen Roman, die schöne Adriana verlässt Picasso und Hemingway und läuft lieber mit Gil durch die Straßen, sie reden und verlieren sich und finden sich plötzlich noch ein paar Jahrzehnte früher, in der Belle Époque mit Gauguin, Degas und Toulouse-Lautrec. Adriana gefällt es so gut in dieser Epoche, dass sie Gil verlässt und dort bleibt, wo die Straßen nachts noch nicht so hell erleuchtet sind und nicht alles, sagt sie zum Abschied, so schnell und hektisch ist.

Am Ende sind auch Dalí, Picasso und Hemingway nur Vasen in einem Geschäft für reiche Amerikaner mit Hotel-Lobby-Geschmack.

Die Europa-Nostalgie, wie sie Woody Allen vor allem in „Match Point“ und „Vicky Cristina Barcelona“ und nun besonders in „Midnight in Paris“ betreibt, ist dabei in gewisser Weise das Pendant zur Europa-Illusion, die uns gerade um die Ohren fliegt. Das eine ist ästhetisch fatal, das andere politisch.

London brennt, Spanien ist pleite, und das amerikanisch-französische Verhältnis wird heute weniger durch Zelda und Scott Fitzgerald bestimmt als durch einen geilen alten Mann, der durch Hotelsuiten geistert auf der Suche nach Sex und der eine Figur sein könnte aus einem Woody-Allen-Film, den es nicht gibt.

Umso mehr wirken Woody Allens Europa-Eskapaden heute verlogen, falsch und ausgedacht und merkwürdig konservativ, weil sich Allen mehr für die Farbe der Kissen in der Hotelsuite von Inez und Gil zu interessieren scheint als für die Hautfarben seiner Gegenwart.

Warum eigentlich fehlt in Paris das Zimmermädchen aus Guinea, in Barcelona der Flüchtling aus Nordafrika, in London der pakistanische Einwanderer?

Warum wirken die 30-Jährigen, von denen Woody Allen so gern erzählt, mit ihren Problemen und Liebeleien so alt und überlebt?

Und vor allem: Was bedeutet es, dass Europa nur als Klischee Realität ist?

Woody Allen dreht schon wieder in Europa, dieses Mal in Rom. Es wird in seinem neuen Film nicht um Berlusconi gehen, sondern um den Dichter Boccaccio aus dem 14. Jahrhundert und dessen „Decamerone“. Woody Allen spielt einen Vater, der nach Rom reist, um die Familie des Bräutigams seiner Tochter kennenzulernen.

GEORG DIEZ



Regisseur Allen, Darsteller Wilson, Bruni: Gelangweilt vom eigenen guten Geschmack

wand, wenn er „kreativ“ ist. Diese Oberflächlichkeit ist geradezu das Prinzip, das Allens europäische Filme antreibt. Leider aber weiß man nie sicher, ob er die Plattheiten vorführen will oder doch darauf hereinfällt.

Es beginnt schon in den ersten Minuten von „Midnight in Paris“, in denen eine Sehenswürdigkeit nach der anderen abgefilmt wird, mal im Sonnenschein und mal – Vorsicht, Bedeutung! – im Regen. Von dieser Sightseeing-Haltung erholt sich der Film nicht mehr. Die Bilder gleiten ab an der Schönheit der Gebäude, die

chen auf Flohmärkten nach Schnäppchen für ihr Haus in Los Angeles, und so, wie sie durch den Schlosspark von Versailles laufen, scheinen sie hier auf Immobilien-tour zu sein.

Wenn Woody Allen dieses Milieu interessant findet, dann bleibt unklar, warum genau; wenn er das Milieu unangenehm findet, dann fragt man sich, warum er ihm Film um Film widmet und warum Europa für ihn nur aus reichen Amerikanern und Künstlerpappfiguren besteht.

Am Ende geht es ihm vor allem um das Spiel von Romantik, Vergangenheit,